



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 225.

Dienstag, 27. September

1927.

(24. Fortsetzung)

Das grüne Monotel.

Roman von Guido Kreucher.

(Nachdruck verboten.)

Sohn Kerridge bezahlte lachend.

„Also meinetwegen — um zehn Uhr.“

Damit verabschiedete er sich und begab sich nach oben.

Während der beiden Tage seiner Abwesenheit von Berlin war mancherlei Post eingelaufen. Er sah sie flüchtig durch — es fand sich nichts Bemerkenswertes darunter.

Dann ruhte er zwei Stunden, die ihn erfrischten und ihm die alte Spannkraft zurückgaben. Als er gegen sieben Uhr erwachte, war die Gewalttour der im Palace-Hotel schlaflos verbrachten Nacht und der 1500 Kilometer des Dreiecksfluges Berlin-Amsterdam-Brüssel-Berlin überwunden.

Er ließ sich Tee und Toast bringen und rauchte nachher im Klubjessel seine Shagpipe, während das Gehirn scharf spürend noch einmal die Vorgänge der letzten achtundvierzig Stunden und darüber hinaus der verwichenen Woche seziierte.

Gerrit Glynn hatte unter dem ersten trostlosen Eindruck der dunklen Nachenschaften, in die Christa Barell verwickelt worden, ihre Beteiligung am Wimbledon-Turnier telegraphisch absagen wollen, sich dann aber doch entschlossen, wenigstens ihre Pflicht-Matches zu absolvieren, um nicht das gesamte Programm der Spielleitung im letzten Moment über den Haufen zu werfen. Gleichzeitig mit ihrem Vetter hatte sie heute früh Brüssel verlassen. Sie nahm den Flugweg über Amsterdam, von wo sie schon am Nachmittag nach London weiterfliegen wollte. Die zwei Stunden Aufenthalt der Zwischenlandung würden ihr genügen, um den Botschaftsrat von Traß, der ja im Amstel-Hotel wartete, von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen und ihm mitzuteilen, daß John Kerridge sich in dieser Diebstahlsangelegenheit wider Erwarten gezwungen gesehen habe, auf direktem Wege nach Berlin zurückzufliegen. Am schwersten aber würde den Botschaftsrat die Nachricht treffen, daß an der Schuld seiner Verlobten nun nicht mehr zu zweifeln sei. Armer Kerl! Wie er solche Gewißheit aufnahm, ließ sich gar nicht vor-
aussehen. Gerade bei seinen hochgespannten Er-
begriffen und der Bedingungslosigkeit, mit der er an seine Verlobte geglaubt. Doch was half's? Mit hin-
haltenden Vertuschungen und beschönigendem Trost war hier nichts mehr getan. Dazu waren die Tatsachen zu tratz und brutal. blieb eben nur zu hoffen, daß er doch irgendwie in sich selbst die Möglichkeit fand, über solche seelische Katastrophe wegzukommen und wieder den Weg zur Lebensbejahung zu finden.

Der Fürst Uwaroff übrigens hatte sich nicht dem Detektiv, sondern dem Sportsgirl angeschlossen, indem er mit ihr nach Amsterdam und weiterhin nach Wimbledon flog. Dieser Entschluß war ziemlich spontan gekommen. Erstens hatte er angeblich sowieso in Eng-
land irgendwelche dienstliche Angelegenheit zu erledigen. Außerdem aber erklärte er es für eine barbarische Un-
möglichkeit, eine so lebenswürdige, junge Dame mütter-
seelenallein in der Welt herumreisen zu lassen. Bei

aller Emanzipation des weiblichen Geschlechts — da-
gegen empörte sich denn doch seine Ritterlichkeit!

Gerrit Glynn schußbedürftig — unwillkürlich mußte John Kerridge ironisch lächeln, als er daran dachte, wie fügsam sich seine sonst so resolute, selbstbewußte kleine Cousine unter den väterlichen Schutz des Georgiers begeben. Aber schließlich hatte der ja die Mitte der Bierzig kaum erreicht und machte brillante Figur. Und das Lächeln des Detektivs vertiefte sich noch und wurde ausgesprochen verständnisvoll, da er insgeheim konstatierte, daß die beiden Herrschaften sich überhaupt recht gut zu verstehen schienen. Na — das war schließlich Gerrits Privatangelegenheit. Sie mit ihrem klaren Verstande und ihrer scharfen Urteilsfähigkeit würde schon wissen, was sie tat . . .

Dann schalteten sich seine Gedanken wieder um und glitten zu der georgischen Vertragsangelegenheit zurück, die jetzt nicht nur mit einem Altdiebstahl, sondern so-
gar mit einem Raubmord belastet war.

Da lagen alle Zusammenhänge dunkel, verworren und dem schürfenden Gehirn nicht entzifferbar. Eine glatte Wand türmte sich vor einem auf, die nirgends ein Einhaaken gestattete.

Eigentlich gab es da nur lauter Unmöglichkeiten, die jeder bisherigen Erfahrung spotteten.

Wie mochten die letzten und geheimsten Motive ge-
lagert sein?

Wer waren die Hintermänner, wer die Helfershelfer im Dunkel?

Nur zwei Personen hoben sich bisher von dem fluk-
tuierenden Hintergrund scharf umrissen ab: Frank McCornid und Christa Barell.

Beide waren sie spurlos verschwunden: die Braut des Botschaftsrats von Traß nach begangenem Altdiebstahl überstürzt mit unbekanntem Ziel abgereist — ihr Komplize als Raubmörder flüchtig.

Girnverbrannte Kombination zweier Menschen, die nach Begriffen des normalen Menschenverstandes sich wie Feuer und Wasser schieden und doch zusammen-
gehörten.

Die Verlobte eines deutschen Diplomaten und ein internationaler Verbrecher — das sollte möglich sein?

Aber es war ja nicht nur möglich, sondern sogar längst unwiderleglich erwiesen . . .

Der Engländer hatte sich erhoben und durchmaß mit starken Schritten das Zimmer.

Zahllos waren die „Fälle“ seiner fünfzehnjährigen kriminalistischen Erfahrung — selten hatte ihn einer so gepackt wie dieser.

Christa Barell!

Er kannte sie nicht — aber sie war die Herzens-
freundin der kleinen Gerrit und die Braut eines Mannes, den er respektierte. Und daß es diesen beiden Menschen so bitter schwer fiel, sie als verloren aufzu-
geben, bewies, welch ein liebenswertes Geschöpf sie sein mußte.

Wohin war sie gefahren? Wo befand sie sich jetzt?

Jede Vermutung versagte. Außer der einen: daß sie mit Frank McCornid nach vorher genau besproche-

nem Plan gehandelt. Nun hatten sie sich wohl längst wieder in irgendeiner verschwiegene kleinen Stadt getroffen und setzten mit dem armseligen Raube und dem, was Christa Varell vielleicht an baren Mitteln und Schmutz bei sich trug, gemeinsam ihre Flucht fort.

Wo endete diese Flucht, und wo endete diese junge Christa Varell, deren Weg reizend steil abwärts ging? Gab es überhaupt noch eine Möglichkeit, sie in letzter Stunde zu retten?

John Kerridge hatte den Schritt verhalten.

Unten aus dem Vestibül wehte Tanzmusik zu ihm herauf.

Die straffe Härte seiner Züge spannte sich zum Zerreißen. Verzweifelt arbeitete sein Gehirn.

Doch er fand nichts.

Alles war dunkel — verworren — undurchdringlich.

Die Gesellschaftsräume des „Regent-Hotels“ entsprachen wirklich ihrem Ruf, der sie seit langem als das repräsentativste Festmessen aller erstklassigen Riesenkonzertveranstaltungen der deutschen Metropole bezeichnete.

Namentlich heute — wo sie im flimmernden Überschwang kaszadisch flutender Lichtströme ertranken; wo die Riesenspiegel eine Unendlichkeit der Räume vortäuschten, in denen sich einfach alles zu bezeugen schien, was durch Schönheit oder Namen, durch Reichtum oder Leistungen, durch Exzentrität der Lebensführung oder Bedeutung wissenschaftlicher, künstlerischer oder sportlicher Leistungen das Interesse der Öffentlichkeit in Anspruch nahm. Viele Eintagsgrößen, doch auch Menschen, die ihrer Zeit den Stempel von Persönlichkeiten aufprägten, den nichts wieder verwischen konnte. Wer eine Chronik derer hätte schreiben wollen, die heute durch Bluff oder Können, durch geschickte Masche oder naturgegebene Bestimmung den Geschmack der kritiklosen Masse usurpatorisch beherrschten oder sich von der tiefen Sympathie weniger erlebener und gleichgestimmter Geister zu hohen Zielen tragen ließen — der würde die Fülle der Gesichter kaum zu fassen vermocht haben.

Schlenderte man an diesem Abend durch die geschmackvollen Prunkräume des „Regent-Hotels“, dann schien es wirklich, als sei endlich, endlich der katastrophale ethische und kulturelle Verfall der Nachkriegszeit überwunden, und als habe mit der Inflation der Finanzwirtschaft auch die Inflation barbarischen Antikulturtums weichen müssen.

Heute lockte wieder einmal das ewige Truggold jenes imaginären, von verwirrendem Fluidum getränkten Begriffs, den man „die große Welt“ nannte.

Das Schimmern überpuderter Alabasternäden, das Aufleuchten erregter Frauenaugen, das phosphoreszierende Geglitz wundervoller Juwelen, das perlmuttmüde Träumen unschätzbarer Perlen auf kaum verhüllten Brüsten, das grelle Weiß blendender Frachthenden und das raschelnde Knistern seidener Roben, silbernes Lachen und sonore Männerstimmen, trunken taumelnde Jazzrhythmen und der aufreizend spielerische Flirt halber, nichtsjagender, alles ahnen lassender Worte, Blues und Charleston, geschickt hingehauchte Küsse auf die Innenfläche der Handgelenke und das nervöse Zucken brennrot geschminkter Lippen, Etonfrisuren und Ordenegeglitz und das aufpeitschende Aroma von Zigarettenrauch, Puder und schwerem Parfüm — im Stromkatarakt bedenkenlos nach dem Genuß der Stunde greifende Gier trieben diese vierhundert Menschen, die dem Ball der Berliner ausländischen Journalisten heute Abend zu glanzvollem Gelingen verhelfen.

Auch John Kerridge trieb in ihm mit.

Nicht, daß er der Hypnose trampfhaft übersteigerten Daseinslust wehrlos erliegen wäre. Dazu waren ihm derartige Veranlassungen zu gewohnt, und seine Selbstdisziplin bewahrte ihn stets davor, Massensuggestionen zu erliegen.

Doch er zählte immerhin erst fünfunddreißig Jahre und besaß Kultur genug, sich stets mit dem Extrakt der Dinge zu begnügen und niemals übertrieben feierliche

Masstäbe an letzten Endes banale Lebensäußerungen des stets gleichen Schon-einmal-Dagewesenen zu legen.

Außerdem hatte er ein paar Stunden derart unfruchtbaren Grübelns hinter sich und war von der Ausichtslosigkeit vagen Kombinierens so deprimiert, daß er es förmlich als Erlösung empfand, sich von dem turbulenten Menschenüberschwang dieses Festes für ein paar Stunden betäuben zu lassen.

So unterhielt er sich während des Soupers angeregt mit seinen Nachbarn — lauschte aufmerksam den Toasten, die von dem Vertreter des „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ und einem prominenten Berliner Regierungsvertreter ausgebracht wurden — langweilte sich ein wenig bei den Vorführungen einer Tanzschule — verzichtete reuelos auf das Kabarett — versuchte skeptisch sein Glück in der Tombola — fand die französischen Modeparaden genau so langweilig, wie sie es stets für jeden Herrn sind.

Im übrigen war er selbst ein wenig erstaunt, wie unendlich viel Menschen er hier kannte. Insbesondere Pressevertreter, deren berufliches Weltbummlertum dem seinen ja gleich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf.

Stimme von Kurt Mühl.

Georg pflegte an den Samstagen aus der Stadt hinauszufahren, um seinen Freund, den Förster, zu besuchen und zwei Tage in der freieren Luft der Gebirgswälder zu verbringen. Es war ihm dies eine Gewohnheit geworden, die er nicht hätte missen wollen, und mit der Zeit begannen ihm jene Waldreviere vertraut und fast unentbehrlich zu werden.

Als er diesmal seinen gewohnten und geliebten Ausflug machte — es lag Föhnstimmung in der Luft, und alle Kreatur auf Erden war unruhig und voll geheimer Aufregung — traf es sich, daß er seinen Freund nicht in seinem einsamen Forsthause fand. Vermutlich hatte er sich auf einem Reviergang verspätet. Doch Georg war mit den Gewohnheiten des Försters vertraut; er wußte, daß der Türschlüssel mit einem Griff durch das Gitterfenster neben der Tür zu erreichen war. Da er sich bei seinem Freunde wie zu Hause fühlte, schloß er auf und trat in das Haus. Im Hausflur sprang ihm sein Freund Jock entgegen, ein Wolfshund aus Alaska, den Reisende kurz nach seiner Geburt mit nach Deutschland gebracht hatten und der dann in die Hände des Försters gekommen war. Georg war durch seine häufigen Besuche dem klugen Tiere wohl bekannt; Jock betrachtete ihn als zum Hause gehörig und begrüßte ihn schweißedelnd.

Georg strich liebevoll über den weichen Kopf des Hundes und trat in die Wohnstube. Ein Fenster stand geöffnet, und das Brausen des Waldes, über dem der Föhn lag, drang dumpf und verworren herein. Georg, von dem tüchtigen Marsch ein wenig ermüdet, streckte sich auf dem Sofa aus und schloß die Augen. Jock, der Hund, lag ihm zu Füßen.

Es muß ein Gewitter in der Luft liegen, dachte Georg, so schwül war es, und es lag eine eigentümliche Aufregtheit in der Luft. Als er einige Minuten so dagesessen hatte, fühlte er Langeweile — denn er fand keine Ruhe — und blinnte wieder auf. Jock, der ihn unverwandt beobachtet hatte, sprang empor und legte seine Pfoten auf Georgs Brust. Jock gehörte jenem Geschlecht der Wolfshunde an, dem man seine Abstammung von den Präriewölfen ohne weiteres glauben möchte und die sich eine eigentümliche Wildheit des Blickes bewahrt haben.

Georg, der sich über das lange Ausbleiben des Freundes wunderte, strich mit der Hand über das schwarze, weiche Fell des Hundes und blinnte zum Fenster hinaus. Langsam erhob er sich und überlegte, was er wohl beginnen könnte. Jock, in dem ungebändigten Spieltrieb des Tieres, sprang vor und zurück, tänzelte um Georg herum und stieß mit seinem Kopf an dessen Hand, wie das Hunde in spielerischem Übermut zu tun pflegen. Georg, ein Freund von Hunden wie von allem Getier, ging auf die ungestüme Aufforderung Jocks ein, ließ ihn nach seiner Hand springen, griff ihn mit einer klugen Bewegung ins Maul, wobei Jock sich mit großer Zartheit davon zurückhielt, zuzuschnappen, um den Freund nicht zu verletzen; dann markierte Georg durch schnelle Wendungen überraschende Seitenangriffe, denen der Hund geschickt zu begegnen wußte; kurz: sie gaben sich ganz der aufregenden Beschäftigung eines scheinbaren Kampfes hin.

Der Tag war schwül, und sie kamen in Erregung. Georg warf seinen Kopf ab und trieb das tolle Spiel weiter. Der Hund war ganz Spannung. Wie zwei Gegner standen sich die beiden gegenüber. Des Hundes Haare waren gestäubt,

sein Atem ging kurz und stoßweise. Er belauerte jede Bewegung Georgs, der ihn durch schnelle und unvorhergesehene Wendungen zu überraschen suchte. Sie wirbelten im Zimmer umher, stießen die Stühle um. Manchmal gingen ihre Temperamente durch, und sie drangen aufeinander ein, um sich gleich wieder zu besinnen und voneinander abzulassen. Es war ein tolles Spiel. Das Rauschen des Waldes drang zum Fenster herein.

Wie es dann gekommen war, vermochte Georg später nicht mehr zu sagen. Wahrscheinlich hatte sich seine Hand an einem der scharfen Zähne Jads gerist, so daß ein Blutstropfen hervorquoll. Nun brachen in dem Hunde, der das Blut witterte, mit einem Male die Urinstinkte seiner Rasse hervor. Seine Augen flammten auf. Georg, der im Eifer des Spieles den Blutstropfen lässig fortgewischt hatte, war zuerst die Verwandlung seines Gegners entgangen; es war dasselbe Her und Hin der Bewegungen, des Überstehens, des Vordringens und Zurückweichens. Die elastischen Sprünge des Hundes folgten jeder Bewegung aufs Haar. Allmählich jedoch wurden die Angriffe Jads ungestümer, sein Zupacken grüßiger, seine Bewegungen hemmungsloser. Mit leisem, heiserem Knurren verfolgte er die Bewegungen Georgs. Dieser, ohne Ahnung, was in dem Hund vorging, warf ihm ein paar anfeuernde Worte zu. Die Antwort war ein unbefriedigter Ausfall, vor dem sich Georg überrascht zurückziehen mußte. Hierdurch ermutigt, ging Jad zum weiteren Angriff vor, der Georg in eine Ecke zurückdrängte. Dabei kam seine Schnauze ganz nah an Georgs Gesicht, sein Atem strich ihm über die Wangen, die Zähne bledten in bedrohlicher Nähe. Das wurde unangenehm, und mit einem Stoß warf Georg den Hund zurück. Jad fiel auf den Rücken, sprang auf und machte einen Satz auf Georg zu. Wie der in die vor Wildheit blinkenden Augen des Hundes blickte, begriff er plötzlich, daß aus dem Spiel Ernst geworden war, und stieß mit der Faust seinen Gegner zurück. Jad stieß ein heiseres Bellen aus und zog sich zwei Schritte zurück. Georg suchte die Tür zu gewinnen, seinen Blick von dem Hunde gewandt, der zum Sprunge geduckt vor ihm lauerte. Ihm war ungemütlich zu Mut. Wo nur der Freund blieb! — Von draußen dröhnte das erste Grollen eines heranziehenden Gewitters.

Als Jad sah, daß Georg die Tür zu erreichen suchte, sprang er auf ihn zu. Im letzten Augenblick konnte Georg dem Sprunge ausweichen. Er sah sich nach einer Waffe um. Das Tier war gewandter als er und packte ihn an der Schulter. Georg umfaßte seinen Leib und warf den schweren Körper von sich. Jetzt wurde es Ernst. Schon hatte er die Zähne des Wolfshundes an seiner Schulter gespürt. Mit Mühe erreichte er einen Stod, der an der Wand lehnte, und konnte nun, selbst in eine Ecke gedrängt, die Angriffe des Hundes abwehren. Das Tier schlich um ihn, den Hals zum Boden geduckt, wie um eine Beute. Seine Kralle wurden immer enger. Die Zunge hing ihm über die Zähne. Georg wurde matt. An einer Hand blutete er. Sein Hemd hing ihm in Fetzen von der Schulter. Es gelang ihm nicht, die Tür zu erreichen.

Später mußte er nicht mehr, wie lange er in dieser Lage verharret war, in ewiger Abwehrstellung, in ewiger Spannung. Er sah nur noch die glühenden Augen des Hundes, der jede seiner Bewegungen belauerte und ihn von Zeit zu Zeit ansprang. Seine Hand begann zu zittern. Er mußte sich an die Wand lehnen. Sein einziger Gedanke war: lange darf das nicht mehr dauern —!

Bis draußen das Gewitter sich in einem heftigen Donnerschlag entlud und der Regen zu strömen begann. Gleichzeitig öffnete sich die Haustür, und die wohlbelannten Schritte des Freundes waren im Flur zu hören. Georg konnte nur noch den Namen seines Freundes rufen, sah noch, wie die Tür aufging und die Bestie scheu in eine Ecke kroch, dann wurde es schwarz um ihn herum, und er sank in die Arme seines Retters.

Als er nach einer langen Ohnmacht unter der Pflege des Försters wieder aufwachte, war Jad nicht mehr da. Er war vor dem Anblick seines Herrn in den Wald geflohen und ist seitdem nicht mehr gesehen worden.

Der Götz.

Eine Skizze aus dem Chinesenviertel San Franziskos.

Von William Berger.

Sang Lo hatte sich in einem elenden Loch, einer Kammer voll allerlei unnützen Gerümpel, so gut wie es ging, bequem gemacht. Er, der arbeitslose Chinese, hätte ja auch irgendwo anders eine Unterkunft suchen und finden können, als in dem vor Schmutz stinkenden Chinesenviertel. So hatte er denn vor vier Jahren diese Kammer im

fünften Stod eines schiefwinkigen Gebäudes gemietet, und von hier aus ging er seiner das Licht scheuenden Beschäftigung nach. Sang Lo pflegte keinen Verkehr, er ging stets für sich allein, denn zu den kleinen Geschäften, die er machte, brauchte er keinen Kompanion. Bisher hatte er sich mit kleinen Gelegenheitsdiebstählen begnügt; zu einem richtigen Einbruch hatte er noch nie den richtigen Mut gefunden. Nun sah er in seiner Kammer und überlegte, ob es nicht doch gewinnbringender wäre, einmal irgendwo einen Einbruch zu verüben, der ihm mit einem Schlage mehr einbringen würde, wie fünfzig kleine Diebereien. Einen bestimmten Plan verfolgte er schon seit einigen Wochen. Im südlichen Teil der Stadt lag in einer schmalen Nebengasse ein Trödlerladen, dessen Inhaber ein alter Mann war und in dem, wie sich Sang Lo gelegentlich überzeugt hatte, ein Kassenschrank von vielerprechendem Umfange stand. Auf die Ausraubung dieses Kassenschrankes hatte er es abgesehen. Die Bewältigung des alten, schwächlichen Inhabers schien ihm, falls es zu einem Kampfe kommen sollte, kein großes Kunststück. Auf jeden Fall nahm er sich vor, seinen Plan möglichst bald zur Ausführung zu bringen und entschied sich, da er vermutete, daß der Kassenschrank des Nachts verschlossen wäre, und um sich selbst von seinem Mute zu überzeugen, zu einem Raubüberfall, den er am vorteilhaftesten kurz vor Geschäftsschluss auszuführen für geraten hielt. Den Tag des Überfalls setzte er auf einen Samstag fest, da Sonntags die Geschäfte allgemein geschlossen und daher seine Tat nicht sofort rufbar würde.

An einem Samstagabend schlich er aus dem Hause, um den geplanten Raub bei dem Trödler auszuführen. Eine Waffe besaß er nicht; das kleine Taschenmesser, das er bei sich führte, kam als solche nicht in Betracht. Kurz vor Geschäftsschluss trat er vor dem Laden ein und überzeugte sich durch einen Blick, daß außer dem Inhaber niemand im Geschäft anwesend war.

Jetzt trat er ein. Der Besitzer des Ladens war damit beschäftigt, einige Gegenstände in den Schrank zu legen. Er waren goldene Uhren, etwa acht an der Zahl, die nach und nach im Bauch des Schrankes verschwanden. Sang Lo forderte eine Kleinigkeit. Als der Händler sich einen Augenblick umwandte, sprang der Chinese leise, wie eine Kacke, um die Ladentafel. Der Trödler hatte nichts gehört und erschrak sehr, als er den gelben Gesellen neben sich sah. Einen Hilferuf auszustoßen, ließ ihm Sang Lo keine Zeit, denn schon hatte er ihn an der Gurgel gefaßt und seine Hände schraubten sich immer fester um den Hals seines Opfers. Er ließ nicht eher nach, bis er sah, daß der Trödler kein Lebenszeichen von sich gab. Der ganze Vorfall hatte sich innerhalb einer Minute abgespielt, kein Laut war nach draußen gedrungen, so geräuschlos hatte der Chinese seine Arbeit vollbracht. Jetzt sah er sich in dem Laden um. Dieser war vollgepfropft mit allerlei altem Zeug, was keinen Wert für Sang Lo hatte. Dann ging er an die Ausraubung des Kassenschrankes. Alles bare Geld, die acht goldenen Uhren und einige wertvolle Ringe nahm er mit. Als er den Laden verlassen wollte, bemerkte er ein chinesisches Götzenbild, das auf einem kleinen Tisch in der hinteren Ecke des Ladens stand. Es war ein Regengott, der sitzend, beide Arme nach vorne, wie segnend, von sich streckte. Eine Figur von etwa 70 Zentimeter Höhe, aus hartem Holz gearbeitet und bunt bemalt. Dieses Götzenbild nahm Sang Lo auch an sich.

Die Gasse war leer, als er aus dem Laden trat, und es fiel selbst in den belebteren Straßen nicht auf, daß ein Chinese ein Götzenbild unter dem Arme hatte. Auf diese Weise gelangte Sang Lo unbehelligt in seine Wohnung. In seiner Diebeshöhle breitete er seinen Raub vor sich aus und freute sich über das Gelingen seines Planes. Das Götzenbild aber stellte er auf einen Schrank und zwar so, daß er es, wenn er auf seinem Strohsack lag, sehen konnte. Er zählte das Geld, 260 Dollar waren es, eine Summe, die dem Chinesen wie ein Vermögen erschien. Die Uhren schob er achtlos beiseite, dann legte er sich schlafen.

Plötzlich wurde er durch ein furchtbares Geölse aufgeschreckt. Der Boden, auf dem San Franzisko erbaut, schwankte in seinen Grundfesten. Ein grollender Donner stieg zu seiner Wohnung empor, die sich mit gelbem Staub füllte. Plötzlich kam ein unförmiges Etwas auf ihn zu und begrub ihn.

Bei den Aufräumarbeiten nach dem Erdbeben fanden Ingenieure im Chinesenviertel den Leichnam Sang Los. Er lag unter einem Schrank, die Brust mit Gold und goldenen Uhren besetzt, wie ein mit Orden geschmückter General. Sein Körper zeigte, da die Tür des Schrankes nach innen nachgegeben, keinerlei Verletzungen, nur ein Götzenbild, das auf dem Schranke gestanden haben mochte, war so unglücklich auf ihn gefallen, daß die nach vorne ausgestreckten Arme der Figur sich in den Hals des Chinesen gestreckt und ihn auf diese Weise buchstäblich erwürgt hatten.



Wie bleibe ich frisch und arbeitsfreudig?

Ein Hausfrauenproblem.

Wohl in keinem Berufe wird solche Vielseitigkeit und Leistungsfähigkeit verlangt, wie in dem der Hausfrau. Sie soll das komplizierte Räderwerk des Haushaltes tadellos funktionierend erhalten und ist für das Körperliche — zum großen Teil auch geistige — Wohl der Familienmitglieder verantwortlich, hat also ihr gerüttelt Maß berufliche Arbeit zu leisten. Darüber hinaus soll sie auch in dem Berufe des Gatten wenigstens soweit Bescheid wissen, daß sie ihn in seinen Bestrebungen unterstützen und ihm in seinen Gedankengängen Verständnis entgegenbringen kann; oft genug muß sie auch seine tätige Mitarbeiterin sein. Daß sie die etwaigen Schul- oder Studieninteressen ihrer Kinder teilt, ist selbstverständlich. Sie soll aber außer diesem allem noch möglichst gut angezogen und gepflegt sein, sich mit Geselligkeit, Kunst, Zeitfragen, mit politischen und sozialen Angelegenheiten beschäftigen und dergleichen mehr.

Man wird zugeben, daß dies ziemlich viele und verschiedeneartige Anforderungen sind, und daß sehr viele körperliche und geistige Beweglichkeit und Spannkraft dazu gehört, um allen diesen Anforderungen auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Wie erhält sich nun die Hausfrau diese Spannkraft und Beweglichkeit?

Die drei Voraussetzungen hierfür sind: Pflege der Gesundheit, Nervenschonung und genaue Zeiteinteilung! In erster Linie muß man gesund sein, damit die Kräfte den Aufgaben gewachsen bleiben. Sonst steht einem jeder Tag mit seinen Pflichten wie ein unübersteigbarer Berg vor Augen, und die Furcht, seine Pflichten nicht schaffen zu können, stört den Schlaf, quält die Nerven und verdoppelt etwa vorhandene körperliche Beschwerden. Deshalb muß die Hausfrau so gut, wie sie bei ihren Kindern auf den Gesundheitszustand achtet und jeder Störung desselben sofort energisch zuleibe geht, das gleiche Verfahren auch auf sich selber anwenden. Die Zeit für eine vernünftige Körperpflege als Vorbeugungs- und Schönheitsmittel ist nie verschwendet und läßt sich bei genügender Energie stets erübrigen. Wohl aber ist aus der Verschleppungstaktik der Hausfrau, sobald es sich um ihr eigenes Befinden handelt, schon so unendlich viel nicht wiedergutzumachendes Unheil entstanden, daß nicht dringend genug davor gewarnt werden kann.

Die zweite Voraussetzung: Nervenschonung ist zum Teil ja schon in der ersten, nämlich der Pflege der Gesundheit, mitbegriffen, denn die Nerven eines gesunden Menschen sind an und für sich ziemlich widerstandsfähig. Aber die Nervenschonung ist in dieser Hinsicht auch mehr seelisch aufzufassen: Ein harmonischer Gemütszustand und ein seelisches Gleichgewicht sind die besten Nervenerhaltungsmittel. Wenn daher die Hausfrau sich daran gewöhnt, Kleinram, wie Dienstbotenräger, Wäscher, Hausputz- und Küchentragen nicht hochtragisch zu nehmen, sondern als das aufzufassen, was sie sind, nämlich Nebenerscheinungen — wenn sie ihrem hoffnungsvollen Nachwuchs allzu lautes Toben und grundloses Schreien sanft, aber energisch abgewöhnt, und endlich, wenn sie sich bewußt dazu zwingt, bei ernstlichen Zwischenfällen zunächst erst einmal unter allen Umständen ruhig zu bleiben, so übt sie eine Nervenpflege aus, durch die sie sich um Jahre länger frisch und jung erhält. Sehr viel zur Auffrischung und Entspannung der Nerven trägt auch gute Lektüre, Musik, ein regelmäßiger Spaziergang u. dergl. bei, weil — von allem anderen abgesehen — die Gedanken dadurch von ihrem üblichen Kreislauf abgelenkt werden und es eine alte Erfahrung ist, daß Wechsel elastisch erhält!

Ein bekannter Arzt hat kürzlich in der Öffentlichkeit darauf hingewiesen, daß der Hausfrau mindestens einmal im Jahre ein mehrwöchentlicher Urlaub ebenso nottue, wie anderen berufstätigen Menschen. So unbedingt man theoretisch diese Forderung des Urlaubs für die Hausfrau bejahen muß, so schwierig wird bei den herrschenden Verhältnissen jetzt und noch lange ihre Durchführung sein, und so wird sich vorläufig noch die Hausfrau mit der obengenannten dritten Voraussetzung begnügen müssen, um möglichst lange frisch und arbeitsfreudig zu bleiben: Sie wird sich durch genaue Zeiteinteilung diejenigen Frei- und Feiertagen zu schaffen und zu erhalten wissen, die sie braucht, um

körperlich und seelisch gesund und damit schaffensfreudig und leistungsfähig zu bleiben, sich selber und ihrer Familie zum Segen.
Annemarie Schlüter.

Frauenarbeit im Mittelalter.

Die Arbeit ist heute der Frau wieder im weitesten Umfang als eins ihrer Rechte und eine ihrer Pflichten zugestanden. Nun hat freilich die Frau immer gearbeitet, und in Urzeiten lag ihr hauptsächlich die Pflege des Feldes ob. Aber es kamen Epochen, in denen sie von weiten Arbeitsgebieten verdrängt war und die „Männerarbeit“ von der „Frauenarbeit“ streng unterschieden wurde. Diese Beschränkung der Frau auf den Haushalt hat sich aber erst im hohen Mittelalter durchgesetzt, wie Lulu von Strauß und Torney in einem interessanten Aufsatz von „Westermanns Monatsheften“ ausführt. In den älteren Zeiten der deutschen Geschichte war die Frau vielfach auch als Handwerkerin tätig. Auf den großen Burgen, den weiten Klostergründen, den Fronhöfen und auf den bescheidenen Bauernhöfen saßen die Mägde unter der Führung der Hausfrau wie in einer geschlossenen Welt, in der für sämtliche Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung und Gerät gesorgt werden mußte. Da gab es vielerlei Handwerk im Hofbezirk, und davon fiel neben der eigentlichen Hausarbeit ein gut Teil auf die Frauen. Merkwürdigerweise gehört die Küche damals nicht zu ihrem Hauptrevier. Das Kochen wurde durch Küchenknechte besorgt, denen nur ein paar Küchenmägde zur Hilfe beigegeben waren. Dagegen war neben Wollen und Nadeln, Brodbaden und Bierbrauen vor allem auch das Weben von Leinen und Wolle sowie das Zuschneiden und Nähen der Kleidung Amt der Frauen. Auf den größeren Besitzungen gab es den sog. Werktagen, das Frauenhaus, in dem manchmal Hunderte von Mägden mit Nähen, Spinnen, Garnwinden, Flachs hecheln, Wirken und Weben beschäftigt waren. In seinem großen Gedicht „Swein“ hat Hartmann von Aue eine solche Frauenwerkstatt geschildert, in der an die 300 Frauen, armselig gekleidet, um lärglichen Lohn kostbare Wirk- und Stidarbeit in Gold und Seide ausführten. Freundlicher gestaltete sich der Arbeitsbetrieb auf der Burg, wo die Edel Frauen zwischen ihren Mägden am Spinroden, Webstuhl oder Stidrahmen saß und sie lehrte. Frauen, die in der Kunst des Wirkens und Stidens besonders erfahren waren, standen hoch in der Gunst ihrer Herrin, und im Volksrecht war auf die Weiber, die die kostbaren Wolltücher zu weben verstanden, ein um ein Viertel höheres Vergeld gesetzt als auf andere Hörige. Die Frauen befanden sich ja vielfach in einem Hörigkeitsverhältnis, das aber nicht als eine Art Sklaverei aufzufassen ist, sondern sehr patriarchalisch gehandhabt wurde. Als sich dann in den Städten ein neuer Stand von Handwerkern zu Zünften und Gilden zusammensetzte, da wurde den Frauen die Arbeit erschwert und zum großen Teil verboten. Sie wurden nunmehr in Abhängigkeit und häuslicher Gebundenheit gehalten, konnten höchstens noch in den Arbeitsstuben der Frauenklöster ihre Künste und Fähigkeiten entfalten. Immerhin haben die Frauen doch gegenüber den Zünften eine gewisse Selbstständigkeit bewahrt, indem sie sich vielfach zu Arbeitsgemeinschaften zusammenschlossen. Diese Handwerkerinnen des Mittelalters nannten sich Beginen, aber auch Seelschwestern oder Mantelfräulein, graue oder blane Schwestern nach der Farbe ihres Kleides. So entstanden in den rheinischen Städten die großen Beginen-Höfe, die Hunderten von allein stehenden Frauen Obdach und Arbeit boten. Und hier hat sich weiblicher Handwerksinn auch außerhalb klösterlicher Enge im Rahmen der Städte erhalten.

Merkworte für Frauen.

Die Güte im menschlichen Herzen berührt uns deshalb so warm, weil sie ein Funken ist von Gottes Allbarmerzigkeit.
(Sternau.)

Ein Willkommen und freundliche Worte mangeln niemals im Hause eines guten Menschen!
(Indisches Sprichwort.)

Wer auf sich etwas hält, darf andere nicht gering schätzen!
(Goethe.)